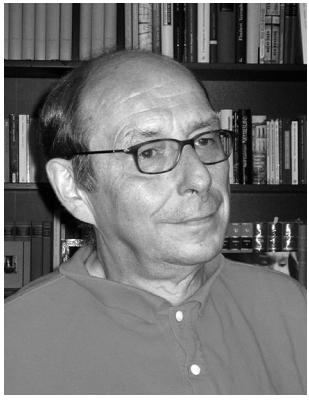
HEYNE



Autorenfoto © privat

KURT-J. HEERING, geboren 1953, arbeitet nach vielen Jahren in der Verlags- und Lizenzszene als Autor, Herausgeber und Literaturagent in Bonn. Dort gründete er auch seine Agentur Cologne Media Network.

Kurt-J. Heering

»Entscheidend is auffem Platz!«

50 Jahre Fußball-Bundesliga

Typen, Triumphe, Tragödien

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Für Jakob und Jonas

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 06/2013
© 2013 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
Redaktion: Thomas Bertram
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößeck
Printed in Germany 2013
ISBN 978-3-453-60216-8

www.heyne.de

Inhalt

Statt eines Vorworts: »Die Borussen kommen« 7

Teil I Typen

1 »Viele hatten Angst vor mir« 17
2 »Gib mich die Kirsche!« – Helden der frühen Jahre . . . 22
3 »Es ist am schönsten, ganz normal durchs Leben zu gehen« – Zwei frühe Helden und die Zeit danach 31
4 »Ich danke Sie!« – Von Clowns und Toren 43
5 Zwischen Disco und Kulturrevolution – Wandlungen des Fußballerbildes um 1970 53
6 »Wir sind Männer und trinken keine Fanta!« 58
7 Taktik ist keine jugoslawische Grillspezialität – Wandlungen des Trainerbildes seit 1963 62
8 »Wir Schwarzen müssen doch zusammenhalten!« – Afrikaner in der Bundesliga 76
9 Von Fröschen, Tigern und giftigen Schlangen, oder: Wann ist ein Mann ein Typ? 85
10 Die »Weltpokalsiegerbesieger« – Kultklubs der Liga . . . 101

Teil II Triumphe

11 »Die goldenen Jahre«: Das Jahrzehnt der Erfolge und Rekorde 115
12 Als Bambi zum König der Löwen wurde, oder: Revolution in der Provinz 133

13 »Sie können mich mal da lecken, wo Sie es am liebsten haben!« – Von Machos, Sonnenkönigen und anderen Machern im Hintergrund 144
14 »Charme allein genügt nicht, Frau Thomas!« – Die kuriosesten Geschichten aus dem Fußballjournalismus . 163
15 »Auf Jahre hin unschlagbar!« – Vom Größenwahn zum Multi-Kulti-Wunder 173
16 Psycho-Gurus, Professoren und Konzepttrainer – Wandel des Trainerbildes 1985 bis 2010 190
17 »Schau'n mer mal« – Das Phänomen Beckenbauer 195

Teil III Tragödien

18 »Ich will nie mehr arbeiten, sondern nur noch am Tresen stehen und saufen!« 205
19 »Der Christoph muss wieder 'ne klare Linie in sein Leben bringen« – Die größten Skandale der Bundesliga 212
20 »… jemand, den man leicht überreden konnte« – Stars vor Gericht 224
21 »Außerdem kann man Wodka auch nicht riechen« – (Ex-)Stars in der Krise 229
22 »Früher war es ein Virus« – Die größten Tragödien des deutschen Fußballs 236
23 Statt eines Nachworts: Beatles oder Stones? Streit im Seniorenheim 246

Statt eines Vorworts: »Die Borussen kommen«

Damals war sie noch schwarz-weiß. Die Welt. Zumindest kam sie so in unsere Wohnzimmer. Damals.

1963. Was für ein Jahr. Im Januar unterzeichnen Bundeskanzler Konrad Adenauer und Frankreichs Staatspräsident Charles de Gaulle den Élysée-Vertrag und besiegeln damit die Aussöhnung der »Erbfeinde« Deutschland und Frankreich. Im Juni spricht US-Präsident John F. Kennedy bei einem Staatsbesuch in West-Berlin die legendären Worte: »Ich bin ein Berliner!« Im selben Monat stirbt in Rom Angelo Giuseppe Roncalli, besser bekannt als Papst Johannes XXIII. Ende August verkündet der schwarze Bürgerrechtler Martin Luther King beim »Marsch auf Washington« seine Vision: »I have a dream.« Ebenfalls im Juni beginnt nach der Verhaftung des Ajatollah Ruhollah Chomeini durch das Schah-Regime in Iran die »Islamische Revolution«, die 16 Jahre später die Welt verändern sollte. Im Oktober tritt Konrad Adenauer als Bundeskanzler zurück, noch ahnt niemand, wie sehr sich Deutschland in den Jahren danach verändern wird. Und wenige Wochen darauf, am 22. November, fällt John F. Kennedy in Dallas/Texas einem Attentat zum Opfer.

Das geschah in nur einem Jahr. Und es war längst nicht alles. Mit dem ZDF startete in der Bundesrepublik ein zweiter Fernsehsender. Im Oktober ereignete sich das Grubenunglück von Lengede, die dramatische Rettungsaktion wurde live im Fernsehen übertragen, natürlich schwarz-weiß. In den US-Kinos lief Alfred Hitchcocks *Die Vögel* an, und in Deutschland wurde *Das Schwei-*

gen des schwedischen Regisseurs Ingmar Bergman wegen zu freizügiger sexueller Szenen verboten.

Die Erinnerung an diese Ereignisse ist für die meisten von uns, die nicht unmittelbar dabei waren, in Schwarz-Weiß-Bildern festgehalten. In Bildern, wie sie seinerzeit das Fernsehen lieferte. Man war dabei, Millionen, ja Milliarden von Menschen konnten all diese Ereignisse hautnah miterleben. Denn das Fernsehen war inzwischen zu einem Massenmedium geworden. Längst nicht so allmächtig wie heute das World Wide Web, aber doch allgegenwärtig. Immer dabei. So hautnah hatte vermutlich noch keine Generation zuvor Geschichte erlebt, die direkt Betroffenen einmal ausgenommen. Dennoch muten die Bilder aus jenen fernen Zeiten heute seltsam fremd, ja irreal an. Denn sie sind eben schwarzweiß. Wie das Fernsehen sie damals lieferte. Keine 50 Jahre sind seit 1963 vergangen, aber was an Bildern in den Köpfen zurückgeblieben ist, unterscheidet sich kaum von Szenen noch viel älterer Filme, die einer längst entschwundenen Welt zu entstammen scheinen.

In ebenjenem Jahr, in dem sich so viele Geschehnisse von weltbewegender, ja weltverändernder Qualität ereigneten, wurde in der alten Bundesrepublik auch Sport- oder zumindest Fußballgeschichte geschrieben: Am 24. August 1963 nahm die Bundesliga ihren Spielbetrieb auf. Es war die erste nationale Liga im (west-) deutschen Fußball. Ungefähr 35 Jahre nach Etablierung der italienischen Serie A oder der Primera División in Spanien. Und ziemlich genau 75 Jahre nach Gründung der ersten Fußball-Profiliga überhaupt in England (1888). Für Historiker war das damals eine Randnotiz – und ist es wohl auch heute noch. Vermutlich war es auch für die meisten Zeitgenossen, soweit sie keine hartgesottenen Fußballfans waren, nichts anderes.

Auch für mich, einen damals zehnjährigen Schüler, war der erste Bundesligaspieltag eine Nebensache, während ich mich an die Bilder vom Kennedy-Attentat und die Live-Übertragungen der dramatischen Ereignisse in Lengede noch gut erinnern kann. Den

ersten Spieltag der neuen Fußball-Liga kenne ich hingegen nur aus den Zeitungen. In meinem Elternhaus spielte Fußball keine Rolle. Für meine Mutter ohnehin nicht, wie für fast alle Frauen damals. Aber auch mein Vater zeigte sich, eher untypisch für seine Geschlechtsgenossen, fußballerisch absolut desinteressiert.

Ein halbes Jahr später, genauer gesagt am 19. Februar 1964, sollte sich das ändern. An diesem Tag lief in der ARD ein Dokumentarfilm über den noch amtierenden Deutschen Meister aus Dortmund – *Die Borussen kommen*. Von Wilhelm Bittorf, einem der bedeutendsten Journalisten und Dokumentarfilmer jener Jahre. Und dass ich diese Dokumentation überhaupt sehen konnte, lag vermutlich daran, dass es in jenem Winter – wie so oft – fast unmöglich war, das ZDF störungsfrei zu empfangen. Denn sonst hätte man bei uns Zuhause garantiert umgeschaltet, egal, was gerade auf dem anderen Kanal lief.

Auch in *Die Borussen kommen* war die Welt nur schwarz-weiß, aber der 1965 mit dem Grimme-Preis ausgezeichnete Film von Bittdorf machte mich zum Fußballfan. Genauer gesagt, zum BVB-Anhänger, zumindest in den frühen Jahre der Liga. Überdies bestätigten die körnigen Schwarz-Weiß-Bilder die Vorstellung, die man damals vom Ruhrgebiet hatte – rauchende Schlote, ein immer düsterer Himmel und unter diesem Himmel Menschen, die hart arbeiten mussten und mit denen man nicht tauschen wollte, es sei denn, sie konnten gut Fußball spielen und standen bei Borussia Dortmund unter Vertrag. Wie Wolfgang Paul, der »letzte Mann« – damals hieß er noch »Stopper«, nicht »Libero« – jenes Vereins, der in den Sechzigern des vorigen Jahrhunderts zu den erfolgreichsten im Lande zählte. Was Wolfgang Paul in der Dokumentation sagte, weiß ich nicht mehr, aber er wurde ebenso interviewt wie Wolf-Dieter »Hoppy« Kurrat, den bis auf BVB-Fans heute keiner mehr kennt.

Vom 19. Februar 1964 an war ich vom Fußball infiziert. Und als frischgebackener BVB-Fan natürlich felsenfest davon überzeugt, dass »mein« Verein am Ende der ersten Bundesligasaison oben stünde. Was indes ein frommer Wunsch blieb, denn die

Borussen landeten abgeschlagen mit zwölf Punkten Rückstand auf den 1. FC Köln nur auf Platz 4. In den beiden folgenden Jahren ging es stetig aufwärts: 1965 wurden die Dortmunder Dritter hinter Werder Bremen und dem 1. FC Köln, 1966 sogar Zweiter hinter 1860 München. Nach dem Gesetz der Serie wäre also 1967 endlich wieder der Titel fällig gewesen. Leider aber schien dieses Gesetz im Fußball nicht zu gelten, die Borussen rutschten abermals ab, und Meister wurde Eintracht Braunschweig, eine Mannschaft, mit der kaum jemand gerechnet hatte.

Immerhin hatte der BVB ein Jahr zuvor, 1966, als erste deutsche Mannschaft einen großen europäischen Wettbewerb gewonnen, den Europapokal der Pokalsieger. Meine Erinnerungen an das Spiel gegen den FC Liverpool in Glasgow sind sehr schemenhaft – was vermutlich auch der damaligen schlechten Übertragungsqualität von Spielen unter Flutlicht geschuldet war. Oder es lag Nebel über dem Hampden Park, für Schottland ja nichts Ungewöhnliches. Irgendwie brachte Reinhard »Stan« Libuda in der Verlängerung den Ball aus großer Entfernung ins Tor, aber was gerade geschehen war, begriff ich erst wirklich, als die Spieler in Schwarz-Gelb sich jubelnd in die Arme fielen.

Beim Weltmeisterschaftsendspiel in London, wenige Wochen später, war das anders. Das Match fand wohl tagsüber statt, die Bilder waren jedenfalls hell und klar. Und so konnte jeder sehen, dass der entscheidende Treffer der Engländer zum 3:2 gegen die deutsche Mannschaft eben kein Treffer war. Nur der Linienrichter sah das anders und entschied damit das Spiel. Aber der kam ja auch aus der Sowjetunion und war damit in Wahrheit kein Unparteiischer. Für viele hierzulande jedenfalls nicht. Jedenfalls nicht 1966, in der Hochzeit des Kalten Krieges. Aber das ist eine andere Geschichte.

In den nun folgenden Jahren wurde die Welt nach und nach bunter. Im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. 1967 gab der ehemalige Regierende Bürgermeister von Berlin und aktuelle Vizekanzler, Willy Brandt, mit einem symbolischen Knopfdruck den Startschuss zum Zeitalter des Farbfernsehens. Nicht jede Familie

erwarb gleich ein neues Gerät, auch meine nicht. Die Bilder von den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko sind deshalb in meinem Kopf ebenfalls noch schwarz-weiß. Doch als zwei Jahre später die Fußball-WM-Endrunde in Mexiko stattfand, erlebte ich das Jahrhundertspiel, das 3:4 der Deutschen im Halbfinale gegen Italien, dann in Farbe. Zwischen beiden Ereignissen lag die erste Mondlandung eines bemannten Raumschiffes – sehr wahrscheinlich war dieser vermeintliche Meilenstein der Menschheitsgeschichte für viele der Anlass gewesen, sich ein Farbfernsehgerät zuzulegen.

Dass fast parallel dazu die Gesellschaft zumindest der alten Bundesrepublik auch im übertragenen Sinne »bunt« wurde, konnte man seinerzeit allenfalls ahnen. Denn erst im Nachhinein zeigte sich, dass die Studentendemonstrationen und die 68er-Bewegung zwar nicht die von vielen erträumte politische »Revolution« brachten, aber doch gesellschaftliche Prozesse einleiteten, die das Land nachhaltig verwandelten. Wieder war der Mann beteiligt, der per Knopfdruck das Zeitalter des Farbfernsehens eingeleitet hatte: Willy Brandt. Der SPD-Vorsitzende wurde 1969 zum ersten sozialdemokratischen Kanzler der Republik gewählt und demonstrierte nicht nur mit großen symbolischen Gesten wie dem Kniefall vor dem Ehrenmal der Helden des Warschauer Ghettos, dass die noch immer junge Bundesrepublik endgültig bereit war, sich von den Lasten der Vergangenheit zu befreien. Kaum weniger bedeutsam war seine Aussage in der ersten Regierungserklärung, die »Schule der Nation« sei eben nicht das Militär, sondern die Schule. Die meisten der nach 1945 Geborenen waren begeistert über diese auf den ersten Blick eher belanglosen Worte – viele ihrer Väter sahen das natürlich ganz anders.

Was das alles mit Fußball und der Bundesliga zu tun hat? Nun, sehr viel, zumindest für alle Fans, die diese Zeit mehr oder minder bewusst erlebt haben. Denn in diesen wenigen Jahren von etwa 1965 bis 1975 wurden Entwicklungen in Gang gesetzt, deren Resultate für die Jüngeren heute selbstverständlich sind. Wer jedoch damals »dabei« war, weiß, wie hart einst um Selbstverständlich-

keiten gerungen werden musste. Dass pubertierenden Schülern Mitte der Sechzigerjahre verboten wurde, ein Beatles- oder gar ein Rolling Stones-Poster im Klassenzimmer aufzuhängen, löst heute nur noch ungläubiges Kopfschütteln aus. Aber genau so war es, zumindest in der tiefsten niedersächsischen Provinz, wo man am Vorabend des 17. Juni zum demonstrativen Fackelzug an die nahe gelegene DDR-Grenze gezwungen wurde, obwohl handverlesene Volkspolizisten mit strammer Gesinnung die Einzigen waren, die diese Lichterketten sehen oder, besser, belächeln konnten.

Auf der Folie dieses Zeitgeistes war dann ein Fußballstar wie Günter Netzer, der sich die Haare lang wachsen ließ und eine eigene Disco leitete, Anfang der Siebziger tatsächlich ein »Rebell«, ein Repräsentant des Spitzensports, dem aber niemand unterstellen mochte, er sei ein Vorbild für Volksertüchtigung.

Oder gar der junge Paul Breitner, der sich vor einem Mao-Poster fotografieren ließ, mit der *Peking Rundschau* in Händen. In Zeiten, als Nachwuchsakademiker »Ho-Ho-Ho-Chi-Minh« skandierend durch die Straßen der Großstädte liefen, war dies ein Signal dafür, dass auch Fußballprofis mit ihren Köpfen durchaus mehr anfangen konnten, als einen Lederball im Netz zu versenken. Oder ein Tor zu verhindern.

Dass man damals nichts von den Gräueln der Roten Garden in China oder den Untaten der Roten Khmer in Kambodscha wusste oder nicht einmal wissen wollte, spielt dabei keine wirkliche Rolle. Denn in den meisten Fällen waren die Proteste auf den Straßen nur ein symbolischer Ersatz für die Kämpfe, die man sich in den eigenen Wohnzimmern oder Elternhäusern nicht auszutragen traute.

Nun – Paul Breitner sorgte dafür, dass ich um 1970 dem BVB die Treue kündigte und zum FC Bayern wechselte. Zusammen mit dem fast gleichaltrigen Uli Hoeneß, der als strammer CSU-Anhänger politisch allerdings auf der anderen Seite stand, gehörte Breitner zu den ersten Fußballstars der »wirklichen« Bundesrepublik – geboren und aufgewachsen deutlich nach 1945.

Der folgende Rückblick auf annähernd fünfzig Jahre Fußball-

Bundesliga ist geschrieben aus der Perspektive eines Angehörigen dieser Generation. Und natürlich ist es eine ganz persönliche Rückschau, die als Sammlung subjektiver Impressionen aus fünfzig Jahren Fußballgeschichte aber auch zugleich etwas über diese Jahre im Allgemeinen aussagt.

Teil I

Typen

Exoten, Helden, schräge Vögel

1

»Viele hatten Angst vor mir«

Am 24. August 1963 liefen 176 Fußballer auf die Plätze der acht Stadien, in denen der erste Spieltag der neuen Liga bestritten wurde. Da zu dieser Zeit Auswechslungen noch verboten waren, selbst im Fall schwerer Verletzungen – Ausnahmen gab es nur in Freundschaftsspielen –, blieb es auch bei dieser Zahl. Mit dem Österreicher Willy Huberts (Eintracht Frankfurt), dem Jugoslawen Petar »Radi« Radenković (1860 München) sowie den Niederländern Jacobus Prins (1. FC Kaiserslautern) und Heinz Versteeg (Meidericher SV, heute MSV Duisburg) hatten ganze vier Spieler, die an diesem 24. August antraten, nicht die deutsche Staatsangehörigkeit – das entsprach einem »Ausländeranteil« von knapp über zwei Prozent. Außer den Genannten hatten die Bundesligisten der ersten Stunde nur noch zwei weitere Spieler aus anderen Ländern unter Vertrag: den Bremer Ersatztorhüter Dragomir Ilic, Landsmann des populären »Radi« aus München, und den Türken Aykut Ünyazici, der als Student nach Braunschweig gekommen war und seit einigen Jahren für die Eintracht kickte.

Abgesehen von den Profiligen in Italien und Spanien, die seit jeher ein Anziehungspunkt für talentierte Fußballer aus aller Herren Länder waren, sah das in den meisten europäischen Ländern kaum anders aus, selbst in England kamen fast alle Profis von der Insel oder aus dem benachbarten Irland. Die Gründe hierfür waren vielfältig, von wirtschaftlicher Freizügigkeit war in diesen Jahren nur bedingt die Rede; die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) existierte zwar schon seit 1957, umfasste damals jedoch neben Deutschland nur die Benelux-Staaten sowie Frankreich und Italien. »Gastarbeiter« kamen in größerer Zahl, um am

bundesrepublikanischen Wirtschaftswunder teilzuhaben, aber die Bundesliga war weit davon entfernt, ein Magnet zu sein – zumindest für Stars aus den westlichen Nachbarländern: Die meist älteren Herren, die beim Deutschen Fußballbund (DFB) über die Statuten wachten, waren dem Profitum gegenüber skeptisch bis feindlich eingestellt und wollten unbedingt verhindern, dass junge Männer mit ihrem Sport Geld verdienten. Oder gar ausschließlich von ihm lebten. Und so waren 1963/64 die Monatsgehälter der Spieler nach dem neuen »Lizenzspielerstatut« auf 1200 DM begrenzt, einzig verdiente Stars wie Uwe Seeler durften bis zu 2500 DM im Monat kassieren, was für den Durchschnittsverdiener jener Tage durchaus eine beachtliche Summe war. Im Vergleich dazu hatte Horst Buhtz, einer der ersten deutschen Italien-Profis, 1952 nach seinem Wechsel zum AC Turin angeblich bereits mehr als 150 000 DM jährlich bekommen. Und Anfang der Sechzigerjahre versuchte Inter Mailand, den Hamburger Uwe Seeler mit einem Millionen-Angebot zu ködern. »Uns Uwe« erlag dem Lockruf nicht – sicher auch aus Heimatverbundenheit, vor allem aber wollte er sich als Adidas-Repräsentant eine solide Existenz für die Zeit nach dem Ende seiner sportlichen Laufbahn aufbauen.

Daneben gab es zahlreiche andere, aus heutiger Sicht schwer zu verstehende Gründe, die deutsche Fußballer nicht ins Ausland gehen oder Spieler aus anderen Ländern zögern ließen, sich auf das Abenteuer Bundesliga einzulassen. Fremdsprachenunterricht beispielsweise gab es an deutschen »Volksschulen« – den Vorläufern der heutigen Grund- und Hauptschulen – so gut wie gar nicht, und an Realschulen kam man mit Englisch zu einem sehenswerten Abschluss. Die Zahl der Abiturienten unter den Fußballprofis der frühen Jahre hielt sich in Grenzen. Was Wunder, Ärzte verdienten auch damals schon deutlich mehr als 1200 DM im Monat; und Akademikereltern rümpften häufig noch die Nase, wenn ihre Sprösslinge sich dem »Proletensport« Fußball verschreiben wollten. Auch wenn sie es nicht immer verhindern konnten.

Für Ausländer aus ökonomisch weniger starken Ländern wiederum war die Aussicht, in Deutschland als Fußballer Geld zu ver-

dienen, durchaus attraktiv, aber auch nur das. Das Leben außerhalb des Sports bot nämlich mehr Schwierigkeiten als Anreize. Sicher, wenn man durch sein Äußeres auf den ersten Blick als »Fremder« auffiel, hatte man es auch in Frankreich oder England nicht leicht; aber aufgrund der kolonialen Vergangenheit beider Länder stand man da auch in den Sechzigern des 20. Jahrhunderts nicht ganz allein da. In Deutschland hingegen schon. Was natürlich vor allem für jene Ausländer galt, die man auf den ersten Blick als solche erkennen konnte – oder meinte erkennen zu können. Der bereits erwähnte Niederländer Versteeg hatte vermutlich keine Probleme, und der Österreicher Huberts war in Frankfurt kaum exotischer als ein waschechter Bayer. Dass man seines »anderen« Aussehens wegen damals – und leider oft genug heute noch – diskriminiert bis angefeindet wurde, selbst wenn man kein »Fremder« war, davon konnte in späteren Jahren auch der deutsche Nationalspieler Erwin Kostedde, Sohn eines amerikanischen GI und einer der ersten farbigen Stars der Liga, ein Lied singen.

Um ein Haar hätte schon 1963 ein Schwarzafrikaner im neu geschaffenen Oberhaus des deutschen Fußballs für Furore, auf jeden Fall aber für Aufsehen gesorgt: Seit 1963 stand beim FC St. Pauli der Togolese Guy Acolatse unter Vertrag, kam aber nur in der Regionalliga, der damaligen zweiten Liga, zum Einsatz. Da die Gründerväter der Bundesliga beschlossen hatten, dass aus ein und derselben Stadt nur ein Verein die Lizenz für die Eliteklasse erhalten dürfe, musste Pauli hinter dem Hamburger SV zurückstehen; wie übrigens auch der heutige Rekordmeister FC Bayern hinter dem damals etwas besser positionierten TSV 1860 München. Als Pauli in den späten Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts dann erstmals in die Bundesliga aufstieg, lebte der 1942 geborene Acolatse schon lange in Frankreich – dem Land, das bis 1960 noch die Kolonialmacht seiner Heimat gewesen war.

Im Jahr 2010 feierte der FC St. Pauli sein einhundertjähriges Vereinsjubiläum. Zu den geladenen Ehrengästen gehörte auch dieser frühe schwarzafrikanische Fußballprofi Deutschlands – und den Abschnitt aus der Festschrift über Acolatses Zeit am Millern-

tor las der aktuelle Publikumsliebling der Hamburger vor: der gebürtige Ghanaer Gerald Asamoah, der sich ungefähr 35 Jahre nach Acolatses Ankunft hierzulande einbürgern ließ und zum ersten deutschen Nationalspieler mit afrikanischen Wurzeln wurde.

Aus Anlass der Rückkehr des ehemaligen Stars in seine kurzzeitige fußballerische Heimat führte die *Hamburger Morgenpost* im Juli 2010 ein Gespräch mit dem inzwischen fast 70-jährigen Togolesen. Was der zu erzählen hatte, war irritierend und schön zugleich. Schön oder zumindest positiv war Acolatse in Erinnerung, dass er in Hamburg herzlich aufgenommen wurde und die Verantwortlichen des Vereins sich um ihn kümmerten wie um ein Kind.

Eher irritierend war, was der Mann, dessen Name schon mal zu »Apokalypse« oder »Eukalyptus« abgewandelt wurde (*Die Zeit*, 23.8.1963), sonst noch zu erzählen hatte. Schon bei seiner Ankunft in Hamburg habe er sich über die vielen Besucher am Millerntor gewundert und vermutet, dort würde gerade ein Spiel stattfinden – bis er hörte, die Leute seien nur seinetwegen gekommen. Nicht, weil er als der neue Pelé galt, sondern weil er schwarz wie der brasilianische Superstar war. Doch es kam noch besser: »Einige Leute schabten mit dem Fingernagel an meinen Unterarmen, wollten sehen, ob die Farbe abgeht. Viele andere hatten Angst vor mir.« In dem mittelalterlichen Epos *Parzival* des Wolfram von Eschenbach stellte man sich den Feirefiz, Spross einer schwarz-weißen Liaison, äußerlich noch wie ein Schachbrett gemustert vor, eben teils schwarz, teils weiß. Aber dass rund siebenhundert Jahre später Menschen an der Haut eines Farbigen kratzten, um zu sehen, ob unter der schwarzen Hautfarbe eines Fußballers nicht doch ein strahlendes Weiß zum Vorschein käme, ist kaum vorstellbar. Aber »lustige« Geschichten dieser Art ereigneten sich auch noch drei Jahrzehnte später. In den Neunzigerjahren war Anthony Yeboah aus Ghana einer der erfolgreichsten und beliebtesten Fußballer in Deutschland, unter anderem zweimal Torschützenkönig der Bundesliga für und mit Eintracht Frankfurt. Als ein Journalist ihn für eine Homestory besuchte, äußerte er irritiert, der Star aus Schwarzafrika lebe wie ein deutscher Durch-

schnittsbürger. Was Yeboah sinngemäß mit der Frage konterte, ob der Gast erwartet habe, dass er in seinem Wohnzimmer ein Lagerfeuer anzünden würde.

Die große Karriere blieb Guy Acolatse versagt, wie vielen Spielern der frühen Jahre des Profifußballs in der alten Bundesrepublik. Aber seine Geschichte wirft mehr als nur ein zufälliges Schlaglicht auf jene Zeit. Wo, wenn nicht in der Hafenstadt Hamburg, dem »Tor zur Welt«, der traditionell weltoffensten Metropole Deutschlands, hätte man damals, vor rund fünfzig Jahren, schon an den Anblick von Menschen anderer Hautfarbe, anderer Haarfarbe oder anderer Augenform gewöhnt sein können?

Guy Acolatse besaß genug Selbstvertrauen und Schlagfertigkeit, um in kritischen Situationen angemessen und zu seinem Vorteil reagieren zu können. Natürlich auch auf dem Platz. Denn Abwehrspieler agierten damals meist recht rustikal, und dem technisch überlegenen Schwarzen gingen sie gern mal auf die Knochen. Der aber drohte dann: »Wenn du mich noch einmal stößt, beiße ich. Der Neger beißt!« Das zeigte Wirkung.

Zwei Jahrzehnte nach Guy Acolatse betrat ein afrikanischer Fußballer die Bühne der Liga, der noch kesser, noch frecher damit umgehen konnte, kein Weißer und trotzdem ein Star zu sein. Anthony Baffoe allerdings wurde erst geboren, als sich die Zeit des »Eisenschenkels aus Togo« schon dem Ende zuneigte. Und zwar in Deutschland. In Bonn-Bad Godesberg.

HEYNE

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Kurt-J. Heering

"Entscheidend is auffem Platz!"

50 Jahre Fußballbundesliga - Typen, Triumphe, Tragödien

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-60216-8

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2013

Das Beste vom Bolzplatz

24. August 1963: der erste Spieltag der neu gegründeten Bundesliga. Fünfzig Jahre sind seitdem vergangen, und noch immer geht es nur um das Eine: elf Männer und ein Ball. Kurt-J. Heering nimmt uns noch einmal mit auf die Reise – die besten Tore, die ältesten Helden, die schönsten Siege und schlimmsten Niederlagen, die verrücktesten Spieler, tollsten Trainer, schrägsten Schiedsrichter, die größten Skandale und Tragödien. Ein Buch, das mitten ins Herz aller Fußballfans trifft.

Der Titel im Katalog